

Frau Sonne blüht mit klarem Schimmer Neugierig in mein Fensterlein, Nun tritt sie sacht in's Eckzimmer Mit ihrem Strahlenlächeln ein.

Sie freut sich, daß die ersten Sprossen Der Weidenläschen, zart und frisch, Die jüngst ihr Strahl dem Licht erschlossen, Nun schmücken meinen Arbeitstisch.

Mein kleines Reich in Gold zu fassen, Suchst sie geschäftig her und hin Und gießt die hellen Strahlenmassen Mir warm in's Herz, die Schmeichlerin.

Frau Sonne! tausendmal willkommen, Du holder, vielgeliebter Gast, O habe Dank, daß du gekommen, Und halte lang' noch bei mir Raft!

Mariannas Hochzeitstag.

Ein Bild aus dem Bergamansleben von E. Grabowski. Marianna, Michaels älteste Tochter, sollte morgen ihre Hochzeit feiern mit dem Häuer Valentin Sohn. Da gab's nicht wenig Unruhe in der kleinen oberflächlichen Kolonie. Frauen gingen hin und her, brachten dies und das, halfen bei der Einrichtung der neuen Wohnung, bei der Ausrüstung zur Hochzeit.

Marianna legte im Zimmer ihrer Eltern, den Hochzeitsstaat zurecht. Den dunklen, grün umsäumten Tuchrock, die weiße Schürze, das blumige Niederleibchen, an den Nähten zierlich ausgefitt, und das kurze Semdchen mit schmalen Halsbündchen und puffigen Karmeln.

Was hatte sie selbst erworben in mühevoller Arbeit auf den Gruben oder in den Waldkulturen. Stich um Stich alles selbst genäht in stillen Feierstunden nach den Mustern alter Kleider, wie sie die Mutter, Großmutter, Urbräuer trugen. Die launische Modegöttin fand ihren Weg noch nicht in den abgelegenen, armen Ort.

Mit glücklichen Lächeln besah Marianna die hübschen Sachen, legte die bunten Glasperlen zu den prächtigen Seidenbändern, die ihren Hochzeitskranz schmücken sollten, breite, blaue durchsichtige Bänder, die ihr der Valentin geschenkt.

Wie gut der war! Und wie lieb sie ihn hatte! Wie sie sich freute, endlich mit ihm vereint zu werden! Einen Tag noch und eine Nacht, und sie war sein Weib. Sie brauchte dann nicht mehr in schweren Tagelohn zu gehen. Nur im Hause für sich und den lieben Mann schaffen und — sie wurde plötzlich roth. Ihre Augen wandten sich zu dem Bildniß der heiligen Barbara, das über dem Bett an der weißgetünchten Wand hing.

„Nimm ihn weiter in deinen heiligen Schutz“, sah sie mit kindlichen Vertrauen.

Durch das Fenster kam lindes Abendluft und das Gesurte vieler Kinderstimmen.

Ein Lachen, Quietschen und Schreien wie Spagengeseite im Herbst.

Marianna hob hochend den Kopf. Bekannte Stimmen erklangen im Flur und leichte Mädchenschritte.

Gleich darauf wurde die Thür aufgerissen, und zwei junge Mädchen traten lachend ein. Junge, blühende Geschöpfe mit runden Madonnen Gesichtern und frischen Wangen.

„Wir bringen den Kranz“, sprachen beide zu gleicher Zeit und reichten der Freundin den Kranz aus frischer Murte.

„Wie schön!“ rief Marianna erfreut. Sie nahm den Kranz und besah ihn von allen Seiten. Wollig setzte sie ihn probeweise in ihr blondes Haar und besah sich in dem winzigen Spiegel, der am Fenster hing.

„Heilige Maria — runter, rasch runter!“, riefen die Mädchen erschrocken. „Du verdirbst Dir die Hochzeit.“ Lächelnd nahm Marianna den Kranz und legte ihn zurück auf den Teller.

Sie zeigte den Freundinnen ihre Kleider, die schönen Bänder und das Semd, das sie der Sitte gemäß dem Liebsten zu schenken hatte.

Die Mädchen betasteten alles genau. Sie lobten, nicht frei von Neid, die schönen Bänder, und neckten die Braut mit harmlosen Späßen.

„Es wird eine lustige Hochzeit“, sagte Marianna. Valentin hat Apfelwein bestellt und Musikanten.

Da leuchteten die Augen der jungen Mädchen, und ihre Wangen färbten sich mit tiefem Roth im Borgenuß der seltenen Freuden.

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Valentin muß jeden Augenblick aus der Grube kommen. Es war der letzte Abend, den sie lebig mit einander erleben sollten.

„In der Küche mußte sie vorüber, in der die Frauen tochten und schuerten. Es roch nach Kraut und Schweinebraten; die Frauen hielten sie auf mit anzüglichen Reden. Bähelten sie das hübsche, kräftige Mädchen doch schon zu den Jüngern.“

Sie wurde roth und lief davon. Draußen auf den Steinstufen blieb sie stehen und legte die Hand auf das hochklopfende Herz. Heimliches Glücksgefühl beugte ihre Brust. Noch eine Nacht! Eine einzige Nacht!

Vor ihr lagen die Felder in herblicher Nachtzeit. Ein schmaler, vielbetreter Weg schlängelte sich nach den Schächten durch. Wie oft war sie diesen Weg gegangen! Mit ihm zusammen an freien Festtagen — oder ihm entgegen, wenn er von der Grube kam. Frühmorgens, wenn die Sonne roth über die Erde aufstieg — und Abends, wenn sie gluthell hinter den dunklen Tannen verschwand.

Auf diesem schmalen Wege mußte der Liebste kommen — heute zum letzten Male im ledigen Stand.

Eigentlich mußte er schon da sein. Sie spähte hinüber nach den Schächten, die sich dunkel und dumpf aus dem Licht des Abends hoben. Dünner Rauch stieg aus den Förderbäumen. Die Halden dampften und dampf scholl das Geräusch der Förderung herüber.

Einzelne Bergleute zogen am Walddesfaume entlana. Müde und still gingen sie ihren Weg. Die schwebende Sonne warf freigiebig liches Gold auf die Erde. Alle Schürfen und Lüden der Felder füllte sie mit Gold. Die Wipfel der Bäume, die dampfenden Halben, die blumigen Grubenbauten umwohlo sie mit goldener Glorie.

Ein selten schöner Abend zog herauf. Er lodte die Leute aus den Häusern. In Gruppen standen sie beisammen, alt und jung, plaudernd und scherzend, lobten die linde Luft und barreten ihrer Ansehörigen, die von der Schicht kommen mußten.

Sie bleiben lange heut“, sagte ein junges Weib, das einen Säugling im Arme trug.

„Es ist Löhnung“, gab eine andere zur Antwort.

„Ach ja.“ Das Weib mit dem Kinde feuchte. Löhnung! Da ging er so fern am Hauße vorbei in die Schenke — der Mann, und verthat das Geld. Marianna sah lächelndes Auges um sich.

Die Luft so rein, der Goldglanz rundum so herzerhebend. Kinder schleppten Kränze vorüber. Es lag wie Freude in der Natur. Von der Strafe kamen die Klänge einer Ziehharmonika und Gesang:

„Und geht das Lebenslämpchen aus, Den Tod begrüß' ich sonder Graus — Glück auf!“

Es sei noch echter Bergamansart, Der letzte Gruß zur letzten Fahrt; Glück auf!“

Ueber Mariannas Gesicht buschte ein Schatten. Sie liebte die trübten Lieder nicht.

Der Michael kam zur Nachtschicht gekleidet heraus. Er hatte sich etwas verspätet; schien auch jetzt nicht besondere Lust zum Einfahren zu haben.

Er rästelte sich und blieb bei den Frauen stehen, scherzte mit dem zapelnden Kinde.

„Unfere Männer kommen gar nicht heim“, klagten die Frauen.

Michael sah nach der Uhr. „Sapporot, schon sieben! Om... Er machte ein ernstes Gesicht.“

Von den Schächten kam eilig ein Mann. Sein Gang war schwantend; sein Gesicht erdfahel.

„Der Leonhard!“ rief jemand. „Natürlich befohlen!“ schrie ein Weib verächtlich.

Michael sah dem Mann, der nach der Bergverwaltungs-Wohnung ging, mit selbstam ernstem Blick nach. Betruntren war der nicht. So sieht ein Mensch aus, der dem Unglück ins Gesicht geschaut hat.

wurde still rundum. Ein böses Ahnen legte sich schwer und brüden auf die Gemüther. Der Gesang brach plötzlich in greller Disharmonie ab. Schredhafte Ruhe breitete sich aus. Die Kinder weinten ohne sichtlichen Grund.

Der Tag sank rasch in aufziehender Dämmerung. Da ging ein Raunen von Mund zu Mund, ein schredhaftes Klagen. „Ein Unglück im Bergwert! Barmherziger Gott! Heilige Jungfrau hilf!“

Und es begann ein Laufen nach den Schächten, als sei die wilde Jagd plötzlich erwacht.

Marianna schrak wie aus lichten Träumen auf. Eine entsetzliche Angst schnürte ihre Brust zusammen. Sie wollte beten, aber Frossschau bewegte ihre Lippen, und ihr Herz schlug in wilden Schlägen gegen ihre Rippen. Einer Ohnmacht nahe, brach sie auf den kalten Treppenstein zusammen.

„Heilige Barbara!“ war alles, was im wilden Denken ihr Hirn erfasste. Lauts, vielschimmiges Jammern rief sie auf. Mit dem Zusammenrücken ihrer ganzen Kraft sprang sie empor, strich ihr wild zerzaustes Haar aus den Schläfen und sah mit irren Blicken um sich.

Da sah sie die brennenden Kohlenpfannen vor den Schächten, sah die eiligen Menschenschatten über die Felder fliehen. Da fing auch sie zu laufen an.

Vor den Schächten fanden die Frauen in dumpfer Resignation. Ihre Gesichter waren bleich, ihre Augen voll Angst. Kinder, von furchtsamer Neugier geschüttelt, klammerten sich an die Kleiderfalten ihrer Mütter.

Jedemal, wenn eine stumme Last drüben aus dem Zechenbaue nach dem Lagareth getragen wird, kommt Bewegung in die stumme Menge. Mit lautem Schreien suchen die Weiber die Träger anzuhalten — aber Besamte treten dazwischen, wehren, beruhigen mit ernst, eindringlicher Stimme. Und wieder sinkt alles zurück in den Bann dumpfer Erwartung. Die Fackeln glühen, und wohin die flackernden Lichter fallen, giebt's huckende Flecke — wie rothes Blut.

Und plötzlich kommt's daher mit teuendem Athem, verzerrtem Gesicht, in wildem, ungetragtem Lauf. Die Menge weicht erschrocken zurück — einige Frauen betreffen sich. „Die Marianna — Jesus Maria, wie schaut die aus!“ ruf't hinter ihr her.

Wie ein gehegtes Wild strebt Marianna weiter. Vorbi an den verdubten Beamten. Ehe es jemand wehren kann, ist sie im Zechenbaue. Im Winkel, auf der Eckbank hockt sie und löst die Augen starr hinüberspielend von der Förderung.

Wie die Seile der Förderseile vibrieren! Wie sie sich winden und drehen! Langsam steigt sie empor die todte Last, geborgen von treuen Kameraden.

Wie rasch auch mittelidige Hände die entstellten Gesichter bededen, Marianna hat sie erkannt. Aufstehend sagt sie sich: Ihr Liebster war nicht dabei. Den Mann der jungen Frau aber hat sie unter den Todten gesehen. Todt, der Vater des jungen Anablen — aber in ihm wird er weiterleben.

Und wieder zittern die Seile und sinken zur Tiefe, um die bleichen Gesellen da unten zur letzten Tagesfahrt zu holen.

Marianna hält den Athem an. Wie eine zum Sprung bereitete Katze lauert sie nach der Förderung hinüber. Und jetzt — ein gellender Schrei — ein wahrfinniges Vordröhrtürzen. Sie hat ihn erkannt. Todt! Der Liebste todt!

Kraftvolle Arme halten sie auf. Ernter, rühriger Jufpruch bricht ihre wilde Kraft. Sie sinkt zusammen in gramvollem Lid. Zur thränenlofen Schluchzen schüttelt sie. Willig löst sie sich hinausgeleitet. Willig folgt sie den Frauen, die sie heimführen in das geschmiedete Hochzeitshaus. — — —

Heimlich im Walde liegt der Friedhof. Tannen rauschen, und Amfeln singen ihre Trauerlieder. Von kleinen Kreuzen blinkt, zum Himmel weisend, des Bergmanns liebster Gruß; Glück auf!

Gedankensplitter.

Die Männer gähnen, wenn sie Langeweile haben, die Frauen seufzen. Es giebt auch ein schauerliches Gegenstück des Scheintodes, es ist das — Scheinleben.

Es giebt unnütze Menschen, die immer erst dann ihren Senf bringen, wenn die Mahzeit vorüber ist.

Wer das Leben in vollen Zügen genießt, muß es oft zum Schluß trostlos auslöfeln.

Abgeblit.

Herr: „Meine Gnädigste, wenn Sie meinen Arm nehmen wollten, wäre ich selig!“

Dame (schnippisch): „Nein, ich liebe solche Armeligkeiten nicht!“

Mathewson's wilde Jagd.

Kalifornische Erinnerung von Rufus.

Nur eine ganz kurz Erzählung aus den alten Zeiten Californiens ist es, die ich heute meinen lieben Lesern zum Besten geben will — aber sie ist interessant und vielleicht wird sich der eine oder andere alte Pionier der Sache noch erinnern. Leider wird die Schaar dieser Alten von Jahr zu Jahr kleiner und ich fange schon an, manchmal mich selber zu fragen: „Wer wird wohl der Letzte der alten Argonauten sein?“

Also, es mar im Mai 1857, da hatte John Mathewson, ein Pionier im hydraulischen Minenbetrieb Californiens und der Mann, der nachweislich den ersten Wasserberdri in unferem Staat aufgerichtet hat, beim Errichten eines anderen solchen Berdricks in Washington, an der Nord-Gabel des Juba-Flusses, 25 Meilen nördlich von Nevada City, das Unglück, daß der Berdrick zusammenbrach und ihm beide Beine gebrochen wurden. Er wurde mit Mühe aus den Ruinen herausgeholt und man schickte sofort nach Nevada City um eine Ambulanz.

Der Treiber der regulären täglichen Postkutsche zwischen Washington und Nevada City war D. S. Olin, einer der erfahrensten und zuverlässigsten Kutscher, und ihm wurde die Sache anvertraut. Er infallirte sofort ein Bett in eine Concord-Kutsche und fuhr von Nevada City hinüber nach Washington. Am nächsten Morgen wurde der Schwerverletzte sorgsam in die Kutsche gebettet und Alles so bequem wie möglich für ihn gemacht, und die Fahrt begann.

Alles ging gut während der ersten sechs Meilen bis zu dem Cold Spring House. Da hielt Olin an, um seinen Pferden Wasser zu geben, und während er das that, nachdem er die Zügel oben an dem Griff der Bremse festgebunden hatte, wollte es das Unglück, daß ein Hund einige am Wege liegende Schweine aufjagte, so daß die Viecher quiekend und grunzend unter die Pferde liefen. Das konnten die müthigen Rosse nicht vertragen, sie wurden scheu und fort ging's im tollsten Jagen — ehe Olin auf den Boden klittern konnte. Mit Entsetzen schaute er dem Gespann nach.

Nicht minder aber war das Entsetzen in Nevada City, als man bald darauf die noch mehrere Meilen entfernte Postkutsche auf dem in Schlangengewindungen aus den Bergen herabkommenden Weg dahinjaulen sah. Man wußte sofort, daß da irgend etwas passiert sein mußte, und man erwartete bald mit Hilfe der Feldwäher, die man schnell holte, daß kein Mensch auf dem Bod der Kutsche war. Doch der unglückliche John Mathewson in der Kutsche war, wußte man. Und die Kutsche war mindestens noch drei Meilen entfernt. Daß kein Mensch die wilden Thiere im Laufe aufhalten konnte, war sicher. Es waren vier ausgezeichnete Pferde, sowohl die „Wheeler's“ als die „Reader's“, — man hatte für diese Fahrt die besten Thiere ausgewählt. Aber Pferde sind doch immer nur Pferde, und wenn man auch oft von einem Menschen sagt, daß er nicht genug gefunden Verbeverstand habe, so bleibt es doch eine bedenkliche Sache, wenn Pferde ohne Kutscher eine Bergstraße hinunterstürzen. Und das thaten diese Vier jetzt mit entsetzlicher Schnelligkeit. Voller Angst und Aufregung schauten die Leute in Nevada City nach ihnen aus, denn wie ein Lauffeuer hatte sich die Neuigkeit in der Ortschaft ausgebreitet. Jeder hielt es für sicher, daß die Kutsche irgendwo zerfchellen und die Pferde in den Abgrund stürzen würden.

Weiter ging die tolle Jagd, über Stod und Stein. Da kam die schlimmste Stelle auf der ganzen Straße, der berühmte „Bombler“. Rechts von der dort ziemlich engen Straße ging's hoch hinauf und unten an der Straße war ein mächtiger Baumstumpf, der Ueberrest eines großen Baumes, der dort umgehakt worden war, als man die Straße baute. Und links an der Straße, wo es tief hinabging, lag ein ungeheurer „Bombler“, den man nicht hatte beseitigen können. Nur wenige Minuten noch, dann mußte die Kutsche diese Stelle passieren. „Gott helfe den armen Mathewson“, murmelte ein grauhaariger Miner, und die Anderen sagten: „Amen“, denn Mathewson war allgemein beliebt.

Mit verhaltenem Athem, mit bleichen Gesichtern schauten die Leute nach der dahinraffenden Kutsche — jetzt verschwand sie in einer Staubwolke, und alle meinten: nun ist es geschehen. Aber da faulte sie wieder aus dem Staube auf — sie hatte die schlimme Stelle passiert, ohne zu zerfchellen, und Alles athmete auf. Aber die Gefahr war noch nicht vorüber, die steilste und raueste Stelle der Straße

tam noch. Doch auch diese wurde glücklich passiert, und jetzt jagten die Rosse die Conote Street in der Stadt hinab, jemand hatte die Courage, ihnen entgegen zu treten, um sie zu halten. Da bogon sie in die Commercial Street, und auch das ging gut, weiter ging die Jagd an Pine Street und hinab an Broad Street, und geradenwegs los auf die National oder Pierfons Hall, wo die Kutsche zu halten pflegte, mitten im Bloo.

Bleich vor Aufregung und Angst stand dort der Besitzer der Kutsche, Arthur Hagedorn, dicht dabei, wo die Kutsche einzufahren pflegte. Wie es kam, kann kein Mensch sagen, und die Pferde können leider nicht sprechen, wie Bileams und mancher andere Esel. Mag sein, daß die ihnen so wohl bekannte Gestalt Hagedorn's sie zur Bernunft brachte und die böfen Schweine aus ihrer Erinnerung verdrängte. Kurz, plötzlich verwanbelte sie ihr tolles Jagen in einen vernünftigen Trab und sie hielten an der gewohnten Stelle, als ob Olin auf dem Bod gefessen und sein „Halt!“ gerufen hätte.

Hagedorn trat an das Leitroß und klopfte ihm den mit weißem Schweiß bedeckten Hals und sagte fast zärtlich: „Du gutes Thier, Du hast Deine letzte Fahrt gemacht, nun sollst Du das Gnadenbrot haben.“ Ob er dieses in der ersten dankbaren Regung gegebene Versprechen gehalten hat, kann ich nicht beweisen. Der arme Mathewson wurde aus der Kutsche gehoben; er war unerleht, und seine Freunde brängten sich um ihn und gratulirten ihm zu seiner wunderbaren Errettung. Das war die wildeste Fahrt, die je ein Mann in den Bergen von Californien gemacht hat, und noch dazu ein Mann, dem beide Beine gebrochen waren, so daß er nicht aus dem Wagen springen konnte. Eines der „Wheeler's“, d. h. die Pferde dicht vor den Rädern, war der Hengst St. Clair, von dem das später so berühmte gewordenen Rennpferd des Senators Stanford, „Occident“ abstammte, der lange Zeit für den besten „Trotter“ der Welt gehalten hat. Man sagt, daß Stanford \$60,000 daran gewendet hat und daß es zwei und ein halbes Jahr lang dauerte, ehe es gelang, ein ihm vollständig gemügendes Bild dieses edlen Pferdes in vollem Trab durch die damals erst erfundene Augenbilds-Photographie zu erhalten.

Die Gänserevolution in Badnang.

Von Badnang, einem Bezirksstädtchen nicht etwa in China, wie die Namensendung vermuthen lassen könnte, sondern im schönen schwäbischen Neckarthal, das durch seine zahlreichen Gerbereien Berühmtheit genießt, erzählt die schwäbische Chronik folgende merkwürdige Begebenheit. Anno 1606 hatte der wohlweise Rath die Einwohner in große Aufregung versetzt durch einen Ulaß, der das Halten von Gänzen bei schwerer Buße unter strenges Verbot stellte, dieweil ihre Gänse auf den Feldern großen Schaden anrichteten, indem es an einem tüchtigen Gänsehirten gebrach und auch keine Gänseweide vorhanden war. Etliche Jahre ertrugen die Badnanger diese schredliche Maßregel mit Angrimm und Murren; im August 1610 aber beschwerten sie sich bei dem in der Stadt anwesenden Herzog Johann Friedrich und baten um Aufhebung des Verbotes, dieweil ihre Betten arg geschädigt werden, indem sie dieselben weder mit neuen Federn erfrischen, geschweige neue Betten herrichten könnten. Auch wären sie nicht mehr im Stande, Betten für die Hofhaltung des Herzogs zu liefern, wenn Seine Gnaden die Stadt zu Jagens und anderen Sweden mit dero Anwesenheit beglücken. Darauf erlich der Herzog ein Reskript an den Vogt, welches schloß: „Nt demnach unser Befehl, du wollest mit Bürgermeistern und Gericht allhie auf ein gewiß Maß und Ordnung welcher Gestalt und wohin die Gänse ohne Schaden getrieben und gehalten werden können bedacht sein. Selbiges au dgleich in das Wert zu richten, dann man solch Gevögel nicht allerdings abschaffen tann.“ Aber der Magistrat blieb fest, machte Gegenvorstellungen und schwärzte die Weiber als muthwillig und rebellisch an. Als nun aber die eWiber, durch das herzogliche Reskript tühn geworden, die Gähung unter der männlichen Einwohnerlichkeit tüchtig schürten, ließ der Magistrat die Wädelführerinnen tuzerhand verhaften. Die Weiber jedoch liehen nicht locker und bestürmten den Herzog mit Vorstellungen. Endlich, nach vielen Verhandlungen mit der Stadobrigkeit, siegte das Recht auf Gänsehaltung, aber mit folgendem Pfensud: „Welcher Bürger unter fünfß fünf Heller steuer giebt, er geb so wenig er immer möll und ob er auch gar nichts gebe, der ist befugt drey alle Gänze zu halten. Der chemia, so under der Bürgerschaft fünfß pfund Heller,

oder darüber, steuer giebt, mag vier alle Gänze halten, aber doch nicht mehr, er sey so vermöglich er möll.“ Dabei wurde noch unter anderem angeordnet: „Die Gänse alle sollen famelich uff der cheningen Burgertöffen, welche selbige halten, unter einem einigen Hirten, der bey seinen zimlichen Jahren und erwachsen und jedeffmahls durch einen Bürgermeister inn gepürden glübsd genommen, geschlagen und durchs ganz Jahr anderstwo nirgendhin getriben werden, dann was ihnen jeder Zeit für einort uff dem Feld bestimpt würdt.“ So gegeben am 11. Februar 1612, nachdem der Streit an die sieben Jahre gedauert hatte.

Die Geschichte einer Nelson - Re-Liquie.

Das Memorandum Nelsons, von dessen Verfertigung bei Christie für 72,000 M. unlängst berichtet wurde, hat sich vorher im Besitz eines Omnibustüfers befunden, der täglich seinen Wagen dur die Londoner Vorstadt Tooling tutschirt und bei seinen Kameraden unter dem Namen „Old Peter“ bekannt und beliebt ist. Das Memorandum war durch Erbschaft in seinen Besitz gekommen. Es gehörte ursprünglich einem eifrigen Beivunderer Nelsons, dem Admiral Sir Geo. Mundy, der seinem Haushofmeister für seine treuen Dienste ein Buht mit werthvollen Dokumenten hinterließ, unter denen sich auch das berühmte Memorandum befand. Von dem Haushofmeister hat es sein Sohn, unser Omnibustüfer, geerbt. Peter hob sich die Schriftstücke sorgfältig auf, denn er hatte eine Abnung von ihrem Werthe und meinte, die würden ihm einmal 400 Markt einbringen, wenn er Geld nöthig haben würde. Als nun durch die Hundertjahrfeier der Schlacht bei Trafalgar der Name und das Andenten Nelsons wieder in aller Munde war, glaubte der Kutscher, daß nun vielleicht die Zeit gekommen sei, die alten Papiere auf eine vortheilhafte Weise los zu werden, und so ließ er sich von einigen Freunden beraten, sie zu Christie zu bringen, wo sie ihm nun ein schönes Vermögen eintragen haben. Unter den Dokumenten befand sich auch ein eigenhändiger Brief Nelsons, den Peter selber fortgegeben hat. Der Kutscher, der kein Freund der Deffentlichkeit ist und seinen Namen am liebsten garnicht in den Zeitungen genannt gesehen hätte, ist auch sonst ein Philosoph, den sein Glück nicht zu Dumukheiten verführen wird. Er hat darum gebeten, seinen Omnibus weiter lenken zu dürfen, wenn man mit ihm zufrieden sei, und will sein Capital sicher anlegen.

Ein japanisches Kriegsglied in der Londoner Alhambra.

Die Besucher der Alhambra hatten kürzlich einen nicht im Programm stehenden Genuß. Zum Schluß der Vorstellung wurde dem Publikum, unter dem sich 300 der japanischen Seeleute befanden, die zur Zeit in London waren, eine Serie von Bildern aus den Kämpfen um Port Arthur vorgeführt. Dies begeisterte die japanischen Matrosen, die alle an diese Kämpfe theilgenommen haben, so sehr, daß sie aufsprangen und ein wildes japanisches Kriegsglied sangen, das während des Krieges auf den Helben Hirose Gusa gebichtet und komponirt wurde, der in tapferer Weise bei einem Veruche, den Hafeningang zu sperren, kämpfte und unterging. Die Leute wiegten sich bei den merkwürdigen Klängen, die schrill und heifer klangen, als sollten sie das Toben der Wellen überhören, taktmäßig vor- und rückwärts. Als in dem Gesang eine dramatische Pause entstand, sah das Publikum wie gebannt. Dann plötzlich tam schrill und triumphierend der Schluß: „Denn Hirose Gusa fällt ein!“ — Die Alhambra hat selten einen Beifallssturm zu verzeichnen gehabt, der so gewaltig war, wie der Sturm der Hurras, in den das Publikum nach Schluß dieses Liedes ausbrach.

Wahres Geschichtchen.

In einem Dorfe der Mark feierte der Kriegerverein sein Stiftungsfest, auch der Landrath des Kreises war zugegen. Der Bürgermeister des Ortes befragte die eichenumlaubte Rednertribüne, um des Kreises Haupt für sein Erscheinen zu danken. „Hochwohlgeborener Herr Landrath, — Hochzuverehrender Herr — Hochgebietender —“ Da, das Gedächtniß verbrachte. Nach längerem Suchen brachte er endlich sein Manuskript hervor, um seine Rede zu Ende zu führen. Er nestelte aber noch weiter in seinen Taschen herum und ägerlich plagte er herob: „Dummerwetter, nu heu ist doch mein Brill vergähen!“ Da ging ein schallendes Gelächter durch die Reihen der Festtheilnehmer, und auch der Herr Landrath hat wohl selten so viel gelacht wie damals.

Fatales Zusammentreffen.

„War während meiner Abwesenheit jemand da?“

„Jawohl!... Der Postbote war da und hat Geld gebracht... und der Gerichtsvollzieher war auch da — der hat's gleich wieder mitgenommen!“

Ein verdächtiger Geist.

Gast in der spiritistischen Sitzung zum Schreibmedium): „... Wie, das hätte der Geist des seligen Meier durch Ihre Hand schreiben lassen?... Zu dessen Lebzeiten gab's ja noch gar nicht die jegige Orthographie!“